Bunte Kriegs=Chronik aus deutschen Landen

Russenbomben in Czernowitz.

Bombensichere Bewohner. — Der kleine Junge, der sich genau auskennt in den Sprengteilen.

Aus Czernowitz wird Ende Februar geschrieben: Es ist eine Woche lang nebliges Wetter gewesen, und weder Artillerie noch Flieger haben arbeiten können. Heute wache ich früh auf, die Sonne sieht voll in mein Zimmer hinein. Ich sage mir sofort, heute kommt er, der russische Flieger, vielleicht zwei. Irgendwo werden die Bomben einschlagen. Ich bin nach Czernowitz gekommen, um Berichte zu schreiben und Fliegerbomben zu sehen. Selbst wenn wenn sie in mein Zimmer einschlagen sollten, sehen möchte ich sie doch. Mein Erfolg aber war bisher nicht nennenswert. So sitze ich heute wie gestern an meinem Schreibtisch. Es wäre viel schöner draußen in der Sonne. Trotzdem schreibe ich pflichtbewußt weiter. Da — um halb zwölf, mitten in den Sonnenschein hinein, fällt ein Kanonenschuß! Noch einer. Mehrere nacheinander! Also da ist er! Ich schaue durch das Fenster hinaus: die Bewohner des Nachbarhauses, und die Leute auf der Straße, alle schauen wie zum Himmel empor. Gar nichts ist zu sehen, und alles ist still.

Mit einem Mal kracht es wahnsinnig ganz in der Nähe. Die Fensterrahmen springen mit klirrenden Scheiben in den Fugen, als wollten auch sie in die Luft gehen. Ich begebe mich etwas nachdenklich gestimmt hinab. „Abwarten", sagt der Portier unten, „dort drüben ist die Bombe gefallen; sobald sie drüben eine Niederlage haben, schmeißen sie immer Bomben. Ich wohne nebenan, will aber abwarten, bevor ich hinübergehe, er wird noch ein paar herunterschmeißen." So spricht der Portier auf der Straße. Aber niemand kümmert sich um die noch zu erwartenden Bomben. Wenn man den eierwerfenden Kuckuck über sich sieht, ist es noch Zeit, sich zu salvieren, denn man hat allmählich Uebung darin bekommen. Bisher wurde niemand verletzt, keine Katze. In die Richtung, wo es eingeschlagen hat, laufen schon Neugierige hin, die Straße vor dem Hause ist schon schwarz von Zuschauern. „Wo ist es?" frage ich, als ich da bin. „Hier!" „Im Hinterhaus!" Durch das Tor gekommen, sehe ich im Garten ein Haus; nur sechsmal vier Meter groß; das Blechdach ist vollständig abgerissen. Die Wände schweben beinahe frei im Raume, und im Innern sieht es nicht viel besser aus. Die Decken sind durchgeschlagen und eingestürzt. Die Einrichtung scheint davongegangen zu sein. „Wo sind die Einwohner?" frage ich im Hause. „Eine Frau und ein Kind, ihnen ist nichts geschehen," lautet die Antwort. Ich schaue durch ein anderes von den zersprungenen Fenstern hinein in ein paar kleine Zimmer. In ihnen raucht es von Kalkstaub, und einige billige Kleinigkeiten, wie ein paar braune Hirsche aus Pappe, sind von ihrem Brettchen auf das Sofa heruntergehüpft. Das ist alles. Hier hat sich also die Frau nebst ihrem Kinde aufgehalten. Weil ihnen nichts geschehen ist, sind sie noch immer da. Die Frau, nicht mehr jung und in kleinen Verhältnissen lebend, trägt halb fassungslos verschiedene Gegenstände der Einrichtung hin und her, als wüßte sie nicht, was sie mit den übrig gebliebenen Sachen nun anfangen solle.

Niemand nimmt die Bomben ernst. Man hat sich daran gewöhnt; es ist ein richtiges Bombennest mit bombenfesten Bewohnern.

„Da ist er wieder!" ruft man, und jetzt sehe ich ihn in etwa achthundert Meter Höhe kreisen. Ziemlich klein und unschuldig schaut er aus, nicht größer als meine Handfläche. Ich hätte gern gesehen, wie er sich benommen hätte, wenn er ein bißchen steil heruntergesaust und auf dem Pflaster am Ringplatz gelandet wäre. Denn wozu eigentlich in der den Russen so lieben Stadt Czernowitz Bomben? Sie können nicht das geringste Vergnügen davon haben und haben es auch nicht gehabt. Zwei russische Flieger waren heute hier, die drei Bomben abwarfen. Eine auf das Gartenhaus, einen in einen Garten und eine irgendwo draußen. Das Bombenloch im Garten habe ich besichtigt. Ein ganz kleines Loch in der Erde war es. Rund herum standen einige Knaben und Mädchen. Ein Junge arbeitet eifrig mit einer Hacke, um Sprengsplitter ans Licht zu schaffen. Er findet ein Eisenstück und wirft einen schnellen Blick auf das Ding. „Das ist der Griff," erklärt er sachlich und etwas gelangweilt. Er hat recht, es war der Griff. Etwas gebogen, aber noch mit grünem Anstrich. Der Junge kennt sich aus in Bomben. Er hat sie schon serienweise gesehen und macht sich nicht mehr viel daraus. Ich dagegen sehe sie heute zum erstenmal und leugne nicht, daß sie mich aufgeregt haben.

Ein Besuch auf der „Breslau".

Eine „Möwe"-Feier.

Der neue deutsche Triumph auf See von großer Wirkung in der Türkei.

Der Kriegsberichterstatter im türkischen Hauptquartier Paul Schweder schreibt aus Konstantinopel, 7. Februar: Wie ein Lauffeuer geht durch Konstantinopel die Nachricht von der kühnen Fahrt der „Möwe". Die Feldgrauen am Lande und die Blaujacken unten im Hafen jubeln. Wieder ein Erfolg zur See, der uns besonders hier, wo alle Interessen auf und über See gehen, hoch angerechnet wird.

Niemand beobachtet uns schärfer und bedächtiger als der Türke, dem Engländer und Russen noch bis kurz vor dem Kriege die schönsten Augen machten. Er erwartet daher auch viel mehr von uns, als wir voraussichtlich jemals von ihm erhalten werden. Darum sollten auch wir uns, zunächst wenigstens, vor jedem Ueberschwange in der Beurteilung unserer Zukunft im Orient hüten.

Unter diesen Umständen wirkt die Nachricht von den Taten der „Möwe" förmlich befreiend. Und was liegt da näher, als einmal hinunterzuwandern zu den „blauen Jungen", die auf der „Goeben" und der „Breslau", oder wie sie hier heißen, auf dem „Sultan Jawus Selim" und der „Midilli" im Hafen von Stenia still vor Anker liegen, aber schon wieder auf neue Taten gleich ihren früheren unvergänglichen und unvergeßlichen sinnen!

Bald sind wir am Ziel und genießen vom Ortaköier Ufer aus den auch jetzt im Winter entzückenden Anblick des Bosporus und seiner wald- und felsenbestandenen Ufer. Fast unmittelbar vor uns steigt wie ein wundervolles Traumschloß Beylerbey aus dem Wasser auf, des entthronten Sultans Abdul Hamid heutige Wohnstätte. Schon naht der Kaik, den ein freundlicher alter Türke mit einem munteren kleinen Knaben führt. Sie rudern unter stetem heftigen Kampfe gegen die Strömung, die gerade an dieser Stelle über 8 km. die Stunde beträgt, weshalb diese von den Türken auch „Scheytan Akintisi" (Satansstrom) genannt wird, Stenia entgegen. Hinter uns tut sich der volle Blick auf Konstantinopel und den Bosporus auf, und von der Höhe linker Hand grüßt die Marmorpracht des Dolma Bagtsche Serai, wo der jetzige Sultan wohnt. Gleich dahinter sieht man auch den Yildis Kiosk, den Abdul Hamid bis zu seiner Gefangennahme bewohnte.

Nun biegt der Kaik in den Hafen von Stenia ein, sogleich fällt unser Blick auf die beiden Ozeanwölfe, die „Goeben" und die „Breslau". Mächtig und fast vorweltlich in seiner ungefügen Breite erscheint der „Sultan Jawus Selim", indes die kleinere „Midilli" wie ein schlanker Wachthund daneben liegt. Den malerischen Hintergrund der stillen Bucht bilden die von dem Khediven von Aegypten Ismail Pascha erbauten Paläste, deren schöner Park unseren blauen Jungen zu Spaziergängen dient, während sie auf einem großen Felde auf der Anhöhe eine richtige Landwirtschaft angefangen haben, um ihren Gemüse- und sonstigen Küchenbedarf gleich zur Hand zu haben. Im Vordergrunde der heiteren Landschaft grüßt Therapia, der Sommersitz der deutschen Botschaft, herüber, in deren paradiesischem Garten die gefallenen deutschen Helden neben Hrn. v. Wangenheim und Hrn. v. Leipzig ihre letzte Ruhestatt gefunden haben.

Die Bordwache meldet den Besuch der Kriegsberichterstatter, und schon erscheint ein Kapitänleutnant, der für die niedliche kleine „Midilli" die Honneurs macht. Im nächsten Augenblick stehen wir auf dem gewissermaßen historischen Boden der „Breslau". Unter unseren Füßen rumoren die Maschinen, die dereinst ihr letztes hergeben mußten, um die Schiffe unserer Gegner zur Strecke zu bringen. Dort ist die Brücke, von der aus das helle Auge des Kommandanten die Möglichkeiten zu einer glücklichen Einfahrt in die Dardanellen erschaute, und hier ragen die ehernen Mäuler der Kanonen hervor, die Tod und Verderben auf die Verfolger spieen. Ja, gerade diesen Tag mit seiner herrlichen Kunde mußte ich mir zum Besuche unserer beiden Ozeanwindhunde erwählen. Die ganze Mannschaft ist an Bord, und ihr frisches Aussehen läßt erkennen, wie windig es mit den bei unseren Gegnern kursierenden Erzählungen von der angeblichen Kriegsuntüchtigkeit der beiden Kolosse bestellt ist.

Vielleicht reden sie schon in diesem Augenblicke deswegen ein ernstes Wort miteinander. Jedenfalls war man eine halbe Stunde später in der geräumigen Kapitänskajüte sehr vergnügt, und bei einer Flasche Kriegs-Champagner, die nicht aus einer Liebesgabenkiste herrührte, sondern noch vom Feinde st..mmte, erzählten wir uns von den gegenseitigen Fronterlebnissen. Es wurde so spät, daß man mir vorschlug, die „Goeben" mit einem Sonderbesuche zu beglücken und dann den Mannschaften gleich etwas von der Westfront zu erzählen.

Mit großer Freude nahm ich die Einladung an. Dann meldete der Bootsmannsmaat, daß die Dampfpinasse klar liege, und im hellen Lichte des Halbmonds zogen wie über das tiefblaue Seidenband des Bosporus wieder heimwärts. Der Kollege aus Cöln wurde ganz sentimental und ketzerisch, indem er behauptete, daß der Rhein auch nicht schöner sei, und so sangen wir schließlich zum Takte der Maschine das Lied von der Loreley. Hinten aber am Steuer stand ernst und fest ein deutscher Seemann mit dem Fez auf dem Haupte und dachte mit uns an die ferne Heimat.

„Kaiserlich deutsche Südarmee."

Ihr Ruhmesanteil an der Großen Offensive im Mai.

Man schreibt aus Galizien: Etwas über ein Jahr ist es jetzt her, seit die Heimat zum ersten Male Kenntis erhielt von der „Kaiserlich Deutschen Südarmee". Im Januar 1915 wurde sie gebildet, eine Vereinigung deutscher, österreichischer und ungarischer Truppen unter dem Befehl des Generals v. Linsingen. Ihre Aufgabe war eine der schwersten, die dieser Krieg unseren Truppen überhaupt gestellt. Wie sie sie gelöst haben, ist bekannt — für alle Zeiten der Geschichte eine Reihe der großartigsten Beispiele für deutsche Ausdauer und Tapferkeit und für die deutsche Führung.

Große Gebiete Galiziens waren in den Händen der Russen. Mit großen Streitkräften stand der Feind bereits in den Karpathen und schickte sich an, in die ungarische Ebene hinabzusteigen. Das mußte verhindert werden und wurde verhindert. Die Eroberung der Pässe Wyszkow, Beskid, Verezke und Lysa waren dafür entscheidende Taten. Dem zäh verteidigenden Gegner wurde Höhe um Höhe genommen. Am 9. April wurde der Zwinin, am 24. April der Ostry mit heldenhafter Entschlossenheit gestürmt, — die glänzende Krönung der gewaltigen Karpathenkämpfe! Was in diesem Karpathenwinter die Truppen, und gerade auch die bergungewohnten norddeutschen, pommerschen Mannschaften geleistet haben, in unwegsamem Gebirgsgelände, in Schnee und Eis, in bitterster Kälte ausharrend, in unerschütterlichem Vertrauen auf die Führung kämpfend und siegend, — das sind Taten von beispielloser Bedeutung. Jeder Mann war hier ein Held.

Vollends unhaltbar wurde die Lage der Russen in den Karpathen, als Mackensen bei Tarnow und Gorlice seinen großen Sieg errang. Unter dem unaufhaltsamen Nachdruck der Südarmee zogen sich am 11. Mai die Russen aus den Karpathen zurück. Erst in der Dnjestr-Ebene kam es zu neuen großen Kämpfen. Am erbittertsten waren die Kämpfe an der Slota Lipa. Der Kampf um die Stadt Stryj, die dem Gegner dann entrissen wurde, war entscheidend für den Rückzug der Russen über den Dnjestr. Bei den Verfolgungsgefechten (7. und 8. Juni) kamen Teile der Südarmee zeitweise auch über den Dnjestr. Die Russen versuchten mit neuen Kräften anzugreifen, wurden aber in der Schlacht bei Zydaczow vom 10. bis 22. Juni zurückgeschlagen. In heißem, blutigem Hin und Her wurde am Dnjestr, an der Gnila Lipa und Lipa gekämpft. Den Juli füllte Stellungskampf an der Slota Lipa aus, Ende August schritt die Südarmee wieder zum Angriff und warf die Russen an der Slota Lipa und Strypa. Vom 6. bis 16. September versuchten die Russen in der großen Schlacht bei Tarnopol das Verlorene wieder zu gewinnen. Alle Menschenopfer waren vergeblich, wir hielten unsere Stellungen an der Strypa und Wosuszka fest in der Hand. Noch einmal kamen russische Truppenmassen zum Sturm gegen die inzwischen fest ausgebauten Stellungen an der Strypa. Vom 31. Oktober bis 5. November waren erbitterte Kämpfe, die sich in der Hauptsache um den Besitz von Siemikowze handelten. Siemikowze blieb unser und die auf das Westufer der Strypa vorgedrungenen Russen mußten in die Stellungen zwischen Strypa und Sereth zurück. Zu Beginn des neuen Jahres griffen die Kämpfe, die hauptsächlich in der Bukowina tobten — die vergebliche Offensive gegn Czernowitz —, auch auf Teile der Deutschen Südarmee über. Wie die Armee Pflanzer-Baltin, hielten auch sie standhaft und siegreich alle Anstürme aus.

Als im Juli 1915 der Führer der „Deutschen Südarmee", General v. Linsingen, auf einen anderen Kriegsschauplatz gerufen wurde, übernahm der bayerische General Graf v. Bothmer den Oberbefehl. Auch unter seiner Führung wird die deutsche Südarmee nicht nur zu halten, sondern auch zu marschieren und zu schlagen wissen.

Ein Jahr Deutsche Südarmee aber bedeutet engste Vereinigung deutscher, österreichischer, böhmischer, magyarischer Truppen, Befreiung Galiziens von einem zahlenmäßig weit überlegenen Gegner; heißt bei den härtestn Strapazen, die Wetter und Gelände überhaupt auferlegen können, siegen können und siegen wollen; ist ein unwandelbares Zeugnis gemeinsamer Stärke und Mutes für jetzt und später.

B. B.

Schirwindt als Denkmal.

Aus dem Deutschen Willen (Kunstwart): Nach dem Wiederaufbau wird Ostpreußen viel schöner geworden sein als es war. — Aber ein unmittelbar sprechendes Denkmal der Russenzeit sollte bleiben: ein Ort, den man den Nachkommen zum Gedächtnis und zur Mahnung so läßt, wie die Einfallenden ihn hergerichtet haben. Nördlich von Eydtkuhn liegt dicht an der russischen Grenze das Städtchen Schirwindt, über das der Russenstrom verheerend hingebraust ist. Es wäre kein gar zu großes Opfer, wenn man es, wie es jetzt ist, als ein Nationaldenkmal der furchtbaren Zeit beließe.

* * *

Eierkrise in Petersburg.

Wie russische Blätter melden, ist Petersburg jetzt durch eine Eierkrise bedroht. Die vorhandenen Vorräte würden in kurzer Zeit aufgebraucht sein. Zufuhren hätten schon seit längerer Zeit nicht mehr stattgefunden.

Die Trinksprüche von Schönbrunn.

Besuch des Bulgarenkönigs.

Radoslawow ist von Kaiser Franz Josephs Rüstigkeit überrascht.

Bei dem Frühstück im Schlosse Schönbrunn am 15. Februar anläßlich des Besuches des Königs von Bulgarien brachte Kaiser Franz Joseph folgenden Trinkspruch aus:

„Mit aufrichtiger Freude heiße ich Eure Majestät als Freund und treuen Verbündeten bei mir aufs herzlichste willkommen. Mit mir begrüßen meine Völker in Eurer Majestät den siegreichen obersten Kriegsherrn der heldenmütigen bulgarischen Armee und den erlauchten Träger der durch gemeinschaftlich vergossenes Blut besiegelten Freundschaft, die unsere Reiche um so enger verbindet, als sie nicht bloß auf der Gemeinsamkeit der Interessen, sondern auch auf wechselseitiger vertrauensvoller Sympathie und Wertschätzung fußt. Möge der Segen des Allmächtigen auch fernerhin an unsere Fahnen geknüpft bleiben und das schöne Land, das in Eurer Majestät seinen weisen Herrscher verehrt, aus dem gewaltigen Ringen dieser Tage einem blühenden Aufschwung und einer dauernd gesicherten glücklichen Zukunft entgegengehen. Von dieser Hoffnung erfüllt, erhebe ich mein Glas auf das Wohl Eurer Majestät. Seine Majestät der König der Bulgaren lebe hoch! hoch! hoch!"

König Ferdinand von Bulgarien erwiderte:

„Eure Majestät haben geruht, mich in tief rührender Weise im lieben Wien willkommen zu heißen, was mein Herz mit aufrichtiger Freude erfüllt. Mein heutiger Besuch in Schönbrunn ist für mich um so beglückender, als er mir Gelegenheit bietet, Eurer Majestät meinen heißen Dank für die Verleihung der k. u. k. Feldmarschallswürde persönlich auszusprechen, eine Auszeichnung, die mich als obersten Kriegsherren der bulgarischen Wehrmacht auf das höchste ehrt und erfreut, und die ich als kostbaren Beweis väterlicher Gnade, als Ausdruck bundestreuer Gesinnungen und als Anerkennung gemeinsam errungener herrlicher Waffenerfolge ansehen darf. Ich bin stolz und glücklich, durch diesen neuen und militärisch höchsten Rang in ein noch engeres Verhältnis zu der mir so teuren Armee Eurer Majestät treten zu können, mit der ich mich seit jeher aufs innigste verwachsen fühlte. Möge der Segen des Allmächtigen auf den österreichisch-ungarischen und den uns verbündeten Fahnen ruhen in diesen ernsten Zeiten, wo wir gegen eine Hydra von Feinden im Kampfe um unsere Existenz und um die Freiheit der Welt stehen, bis zur Erlangung eines dauernden ehrenvollen Friedens, der uns für die gebrachten enormen Opfer entschädigt und uns alle einer glücklichen segensvollen Zukunft entgegenführen soll. Mit dankbarem Herzen erhebe ich mein Glas und trinke auf die kostbare G.sundheit Eurer Majestät, meines erlauchten Verbündeten und väterlichen Freundes. Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät Kaiser Franz Joseph I. hoch!"

Ein Freund des „Neuen Wiener Tagblattes" wurde unmittelbar nach der Rückkehr des bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawow von der Tafel in Schönbrunn von diesem empfangen. Radoslawow sprach sich in Worten höchster Begeisterung über den Eindruck aus, den die Persönlichkeit des Kaisers auf ihn machte. Er hob hervor, daß die Frische des Kaisers, die Jugendlichkeit aller Bewegungen und die verblüffende Kenntnis aller Ereignisse bewundernswert seien. Radoslawow sagte, daß die Worte, die der Kaiser an ihn richtete, beglückend gewesen seien für die Regierung und das Volk Bulgariens. Er zeigte mit großer Freude eine Photographie des Kaisers, die der Kaiser ihm in einem wunderschönen, mit Brillanten gezierten Rahmen geschenkt hat. Er erklärte, daß die politische Lage äußerst günstig sei und betonte auf die Frage des Berichterstatters, wie die Bulgaren den Krieg ertragen würden, daß das Land nicht nur politisch und militärisch, sondern auch wirtschaftlich großartig dastehe. Radoslawow bezeichnete weiter die Truppen der Zentralmächte als unüberwindlich.

Die „Möwe."

Man liest mit behaglichem Schmunzeln in der norwegischen Zeitung „Politiken" vom 17. Februar: Norwegische Schiffe trafen in den letzten Wochen große englische Flottenabteilungen auf der Strecke von der Doggerbank bis zur norwegischen Küste. Es waren hauptsächlich Geschwader leichter Kreuzer. Auch im Atlantischen Ozean trafen norwegische Schiffe englische Kreuzer. Dies stehe vermutlich in Verbindung mit der Jagd auf die „Möwe." — Und am 5. März ist die „Möwe" vergnügt und froh in Wilhelmshafen angelangt. Trotz der großen englischen Flottenabteilungen.

Kriegsspekulanten.

Aus Barmen schreibt man: Auf eine Anzeige hin, daß die Butterknappheit künstlich durch spekulative Zurückhaltung der Butter vergrößert wird, wurde in verschiedenen privaten Kühlhäusern eine Revision abgehalten. Es wurden nicht weniger als 204 Zentner Butter entdeckt, die meist von Elberfelder Häusern für längere Zeit eingelagert waren. Die Butter wurde beschlagnahmt und der Elberfelder Stadtverwaltung übergeben.

„Frankreich verdient Schonung".

Der Kanonensenator spricht.

Humbert fürchtet für die Zukunft Frankreichs.

Charles Humbert, der Kanonensenator, wie man ihn zuweilen nennt, weil er im „Journal" in über hundert Artikeln unter dem gleichen Titel „Des Canons! Des Munitions!" zugleich fürs Vaterland und für die Creuzot-Gießereien so viel Nützliches sagte, bis wirklich gewaltige Geschütz- und Geschoßbestellungen erteilt wurden und er zum Direktor und schließlich Alleinbesitzer des Millionenblattes aufrückte, dieser großmächtige Politiker hat seinen Strauß mit der Zensur siegreich durchgefochten. Da man es gewagt hatte, seine Zeitung zu beschlagnahmen, wegen montenegrinischer Meldungen, fuhr er einmal seine größte Kanone auf, bedrohte das ganze Kabinett Briand und man hat ihm gestattet, ein paar Tage lang unzensuriert alles zu sagen, was er auf dem Herzen hat.

Humbert machte weitgehenden Gebrauch von der ihm erteilten Lizenz. Er sagte, was im Geheimen überall gedacht und geflüstert wird und was sonst streng verboten ist: Frankreich verdient Schonung!

„Der Jahrgang 1917 ist hinausgezogen. Nicht ohne Herzerbeben haben wir es gesehen, und der Jugendtrotz erhöhte noch unsere Erregung. Die Nation hatte lange gehofft, daß ihr dies Opfer erspart bleiben würde. Als die Jünglinge gemustert wurden, dachte man: „Bloße Formalität! Nie wird man sie einziehen!" Jetzt, wo sie ausgebildet werden, möchten wir uns sagen: „Nötige, aber wahrscheinlich überflüssige Vorsichtsmaßregel; nie wird man sie ins Feuer senden!" Aber leider ist die wunderbare Ergebung, die patriotische Disziplin des Landes zweifellos noch nicht am Ende der Prüfungen. Die Militärverwaltung hat sich wieder, statt Reformen und Neuorganisationen, ihrer einzigen, eintönigen Beschäftigung zugewandt: unseren letzten, allerletzten Männerbestand fortzuholen. Dank meinen Anstrengungen war nicht mehr von der Einberufung der Jahrgänge 1888 und 1887 die Rede, d. h. von den Männern, die 1916 48 und 49 Jahre alt sein werden. Es wird mir versichert, daß man ihnen schon die Pässe für Reisen nach England verweigert, als stünde ihre Einberufung dicht bevor. Die Einberufung von Hilfsmannschaften der alten Jahrgänge verlangsamt sich nicht. Auf Umwegen, unter dem Vorwand einer „hygienischen Untersuchung", deren Zweck und Sinn völlig verkannt wird, hat man in flagrantem Widerspruch zum Gesetz Dalbiez die monatliche ärztliche Untersuchung dieser Halbsoldaten wieder eingeführt, um sie dem Dienst mit der Waffe zuzuweisen. Auch eine neue Revision der Zurückgestellten der Jahrgänge 1913 bis 1917 wird angekündigt. Und man läßt noch andere „Operationen" derselben Art im „Programm des Jahres 1916" verkündigen.

„Versteift man sich auch darauf, es mit der Einberufung von Jünglingen und Alten immer weiter zu treiben und die übrig gebliebenen stets armseliger gewordenen mobilisierten Jahrgänge immer von Neuem in die Keller zu stopfen, so müßte uns zum wenigsten die Hoffnung verbleiben, daß mit dieser Praxis dem Heere wirklich etwas an neuen Kräften zugeführt wird. In Wahrheit aber bringt man so nur unverwendbare Elemente zusammen: die Scheinarbeit ist doppelt schädlich, weil man den Zusammenhalt der Truppen lockert und die Gesundheit des Landes bedroht." Humbert schildert die Ueberfüllung der Lazarette und Depots mit diesem wertlosen Menschenmaterial und fordert bessere Verwendung der Drückeberger. Das Land werde mit der fortgesetzten Entziehung der Arbeitskräfte beunruhigt. „Das Leben wird täglich teurer; täglich verlangsamt sich die Produktionsfähigkeit des Landes. Sieht man denn nicht, daß der wirtschaftliche Faktor eine immer größere Rolle im Kriegsproblem spielt? Es wird die Neubelebung der Geschäfte verlangt. Wie wäre es möglich, da es überall an Armen und Köpfen fehlt? Verschlimmern wir die Krise nicht. Behalten wir nur die wahren Kämpfer in der Front, die wahren Reserven in den Depots und von Hilfskräften nur das Nötigste. Frankreich tat für die geheiligte Sache der Alliierten ganz Unvergleichliches. Es ertrug das Hauptgewicht des Krieges. Es vergoß das meiste Blut. Es verdient Schonung. Unser bewundernswertes Land blieb nie zurück, wenn man ihm von seinen Pflichten sprach. Denken wir jetzt auch ein wenig an die, die man ihm gegenüber einging. Sein Blut ist nicht unerschöpflich. Lassen wir ihm wenigstens das Nötigste zum Leben."

Humberts Wink richtet sich, was nicht mißzuverstehen ist, nicht nur an die eigene Militärverwaltung, die das französische Blut schonen soll, sondern auch an die — Engländer.

Bulgarische Soldaten in Wien.

In Wien trafen bulgarische Soldaten, stramme, kräftige Gestalten, ein, die in ihrer kleidsamen Uniform allgemeine sympathische Beachtung finden. Sie sind von der bulgarischen Heeresverwaltung nach Wien entsandt worden, um in dem in Gersthof bestehenden Kriegs- und Sanitätshundeführerkurs ihre Ausbildung als Sanitätshundeführer zu erhalten und sodann mit ihren Hunden an ihre Front abzugehen.

Eine Kriegsausstellung in der Reichshauptstadt.

Aus Berlin wird geschrieben: Endlich sind die Truppen der Entente, wie schon so oft in Aussicht gestellt worden ist, in Berlin eingezogen — aber freilich nur in uniformierten Figuren, die in der soeben eröffneten Kriegsausstellung in den Berliner Ausstellungshallen zu sehen sind. Die Russen und die Engländer, die Franzosen und die Belgier, all Truppengattungen und alle Chargen vom General bis zum Gendarm und bis zum französischen Pompier, sind da vertreten; die Uniformen, mit denen die Figuren bekleidet sind, sind durchweg Beutestücke und zeigen so manche Spur der Mühsale und der Kampftage, die sie haben durchmachen müssen. Und Spuren des Kampfes, Schüsse, Verletzungen, Blutflecke, zeigen fast alle Objekte, die die interessante Ausstellung umfaßt. Da sind Kanonen der verbündeten Armeen, Kanonen von allen Kalibern, von den leichten Feldgeschützen bis zu den schweren Mörsern und großen Brummern. Von der mächtigsten aller modernen Artilleriewaffen aber, der berühmten deutschen 42-Zentimeter-Kanone, zeugt eine Sammlung von Sprengstücken ihrer Geschosse, die einen Begriff von der Furchtbarkeit der Wirkung dieses Geschützes vermittelt.

Ueberhaupt liegt das Interesse der Ausstellung darin, daß sie die friedlichen Besucher in der deutschen Reichshauptstadt mitten in den Betrieb und den Geist des Krieges hineinversetzt. Man sieht da verschiedene englische und französische Flugzeuge, Riesenvögel, die von den Deutschen im Luftkampfe besiegt oder zur Landung gezwungen wurden und ihnen, zum Teil nur leicht beschädigt, in die Hände fielen. Das eine dieser Flugzeuge gehörte jenem Belforter Luftgeschwader an, das ausgesandt wurde, um die friedliche, unbefestigte Stadt Freiburg in Baden zu bombardieren; auf dem Rückfluge von diesem wenig ehrenvollen Zuge wurde das Flugzeug von den Deutschen erbeutet. Nicht weit davon steht ein französisches Panzerautomobil, das den Deutschen in die Hände gefallen ist. Die eigentümlich gebauten, leichten russischen Bauernwägelchen, die auf den grundlosen Straßen von Russisch-Polen als Bagagewagen sich so vortrefflich bewährt haben, befinden sich in der Gesellschaft französischer Automobile, die den Deutschen überlassen werden mußten. Was sind das aber für Automobile! Modelle allerältester Bauart zum Teil, die noch aus den Anfängen des Automobilbaues stammen und die von den Deutschen auf den charakteristischen Namen „Museumswagen" getauft worden sind! Vom Seekampfe, seinem Betriebe und seinen Gefahren legen besonders ein englisches und ein russisches Torpedo Zeugnis ab, die zwei gefährlichen Riesenraubfischen gleichen, welche auf's Trockene verirrt, nun zur Unschädlichkeit verurteilt sind. Unmittelbar daneben flattert ein blauweißrotes Fähnchen an einer abgebrochenen Stange: es ist die Flagge des französischen Unterseebootes „Tourquoise", das von Deutschen besiegt und erobert worden ist. Eine andere historische Merkwürdigkeit der Ausstellung sind die Schlüssel, die hier unter Glas und Siegel, einen recht merkwürdigen und nachdenklichen Eindruck machen.

Viele interessante Einzelheiten vervollständigen das Bild: so eine Sammlung von deutschem und ausländischem Kriegsnotgeld, eine stattliche Reihe von Feldzeitungen und Kriegsproklamationen, eine Serie von englischen Werbeplakaten, die die deutschen Besucher mit einem gewissen Schmunzeln zu lesen pflegen. Die ganze Ausstellung ist vom Zentralkörper der deutschen Vereine vom Roten Kreuz veranstaltet worden. Ihre Erträgnisse sind für die Zwecke des Roten Kreuzes bestimmt.

Eine Wanderung durch St. Mihiel.

Im Gebiet von Verdun.

Wie es in dem von den Bayern eroberten Fort aussieht.

Auf einen Trümmerhaufen ist man gefaßt. Kleine Maasfestung, nach raschem Kampf genommen, heftig beschossen, windige Ecke: was kann da noch viel übrig sein? Seit Jahr und Tag? Aber die Gassen der französischen Kleinstadt, in die wir einfahren, sehen eigentlich noch ganz manierlich aus. Kugelspuren an den Wänden, zerbrochene Fenster, heruntergelassene Läden, verrammelte Türen, aber keine Verwüstung vorerst. Markt und Straßen sind sauber, am Rathaus geht die Uhr ihren alten Gang, die sehr stattliche Kirche mit den vier stumpfen Türmen ragt schier unversehrt über die Dächer, erst später merkt man ihre Granatspuren. Und dann: diese Stadt ist nicht nur von deutschen Soldaten, sondern auch von Franzosen bevölkert. Von den 10,000 Einwohnern sind annähernd 2000 noch da. Hier, ganz dicht an der Front, keinen Gewehrschuß mehr von den Schützengräben entfernt.

Das ist sehr merkwürdig, zumal für den, der durch die Dörfer hinter den Maashöhen herkommt, wo man kaum noch hie und da einem Eingesessenen begegnet. In einem Dorfe dort hinten ist die achtzigjährige Madame Adele L. das einzige vertrauenswürdige „Zivil", das man belassen hat, und die gute Alte findet sich mit Humor in ihre Rolle als Soldatenmutter. Die Leute von St. Mihiel scheinen sich mit ihrer bayrischen Besatzung auch nicht schlecht zu vertragen. Was bleibt ihnen anderes übrig? Arbeit und Brot erhalten sie von ihr, und der Zusammenhang mit der Welt, von der St. Mihiel abgeschlossen ist, erfolgt ebenfalls auf dem deutschen Kolonnenwege der die wenigen französischen Männer von St. Mihiel gegen gutes Geld ausbessern helfen.

In der Stadt gehen die Frauen ihren Geschäften nach, putzen, waschen, flicken und schneidern. Die Kinder laufen über die Straßen, rufen, lärmen und spielen. Kommen die Granaten oder die Fliegerbomben, so hocken sie ... Weile in den Kellern still und jammern mit den Müttern um die Wette. Und sie haben aller Grund dazu, denn durch die französischen Geschosse sind seit dem 4. Oktober 1914 bis zum 6. Oktober 1915 insgesammt 112 Einwohner der Stadt getötet und verwundet worden, laut Verzeichnis in der „Gazette des Ardennes". Ist die Luft wieder klar, so erscheint langsam einer nach dem andern aus dem Kellerloch. Die Frauen gehen in die Kirche, um den heiligen Michael für die Errettung aus der Not zu danken. Manchmal spazieren sie auch ein wenig durch die Gassen, und eine Mutter sah ich, die ihr kleines Mädchen in ein weißes Kostüm gesteckt hatte, weiß bis zu den Schuhen hinab. So „promenierten" die Zwei und forderten den Neid der Nachbarinnen heraus. Selbst im Kanonendonner bleibt die Eitelkeit lebendig.

Ein paar schöne alte Patrizierhäuser weisen ebenso wie die stattliche Kirche darauf hin, daß St. Mihiel seine Geschichte hat. Ein stolzes „Maison du roi" mit sehr vornehmer gotischer Fassade scheint das Absteigequartier französischer Könige gewesen zu sein, ein paar Bürgerhäuser mit Renaissancepilastern verblüffen durch höchst phantastisch geformte, gotisierende Dachträger. Die neue Zeit hat sich in großen Kasernen verewigt. Zu der alten Stadtkaserne sind draußen an den Hängen der Côtes zwei neue ausgedehnte Anlagen gekommen, halb fertig, durch den Krieg im Bau unterbrochen, die eine so öde wie die andere und wie die vielen Kasernenbauten im östlichen Frankreich sonst, die das vermehrte Heer der dreijährigen Dienstzeit aufnehmen sollten.

Je näher der Maas, desto mehr Spuren des Krieges. Menschenleere Straßen, die Häuser sind hier geräumt. Die Löcher in den Wänden mehren sich, die Dächer sind eingestürzt, Steinhaufen säumen die Straßen. Und jetzt, wo der Blick zur Maasbrücke schweifen kann, öffnet sich ein großartiges Bild erbarmungsloser Zerstörung: Brandruinen ragen aus dem Schutt, von ganzen mehrstöckigen Häusern stehen nur noch, seltsam zerfetzt, einzelne Wände, an denen geisterhaft die Holzläden klappern; das reizende Wohnhaus eines höheren Offiziers ist nach der Gartenseite fast unbeschädigt, tritt man durch die Haustür ins Innere, so schaut der freie Himmel auf eine wüste Trümmerstätte. Hie und da hängt an den Wänden, die im Winde zu schwanken scheinen, irgend ein verschontes Stück Hausrat, ein Bild, ein Plakat, eine Konsole, im leeren Fenster steht ein verdorrter Blumentopf. Am schlimmsten hat es die steinerne Maasbrücke abbekommen: zuerst ist sie gesprengt worden, und danach von Granaten dermaßen zerstört, als dürfte kein Stein mehr auf dem andern bleiben. Die Quadern der schweren Pfeiler füllen das Flußbett aus, mühsam sucht sich das kleine Wasser seinen Weg, mühsam und träge. Die Ufer sind aufgewühlt, von Granaten umgepflügt, die Häuser der Uferstraße zerstört, verbrannt. In Chauvoncourt am andern Ufer dieselbe Wüstenei. Im zerschossenen Bahnhof steht das letzte Signal noch in der Richtung Verdun.

Wir schreiten über die Maas zurück. Unwillkürlich möchte man von Stein zu Stein springen wie über einen Bergbach, trockenen Fußes. Auf dem Platze vor der Brücke steht, fast unberührt, ein Denkmal für 1870. Die Granaten haben es verschont, obwohl sie ringsum alles zerfetzt haben. Ein Zufall, wie es deren so manche im Kriege gibt. Das niedere Eisengitter umfriedet einen Obelisken. An ihn gelehnt, das Standbild eines verwundeten „Clairon", des Hornisten, der sich heroisch zum letzten Signal aufrafft. Die Linke aufs Herz gepreßt, steht er da. Granatsplitter haben ihm den Bronzeleib durchlöchert, und eine Schrapnellkugel hat ihm ein rundes Loch mitten durch seine Feldflasche geschlagen. Er ist aufs neue zum Denkmal des Krieges geworden.

Eugen Kaltschmidt,
Kriegsberichterstatter.

Schule als Kaserne.

Aus Wittenberg wird gemeldet: Die in eine Kaserne umgewandelte Knabenbürgerschule in der Judenstraße ist nunmehr ihrer Bestimmung übergeben und von zwei Kompagnien des Landwehr-Ersatz-Bataillons 20 bezogen worden.

* * *

Für verwundete Offiziere.

Freiherr Fritz v. Gemmingen-Hornberg hat dem württembergischen Kriegsminister 100,000 M. zur Verfügung gestellt als Stipendium für kranke und verwundete aktive Offiziere des dreizehnten Armeekorps, die ihren Beruf ändern müssen. Den Stipendiaten soll ermöglicht werden, zu studieren oder sich sonstwie für einen neuen Beruf vorzubereiten.